

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Viel Zeit bleibt nicht mehr“

Der CDU-Abgeordnete Wolfgang Bosbach, 60, über das Leben mit einer tödlichen Krebsdiagnose und die Frage, warum er trotzdem noch einmal für den Bundestag kandidiert

SPIEGEL: Herr Bosbach, Sie haben Prostatakrebs im fortgeschrittenen Stadium – wie lange haben Sie noch zu leben?

Bosbach: Nach dem ersten Befund hieß es, die durchschnittliche Lebenserwartung betrüge noch 23 Jahre. Demnach hätte ich 81 werden müssen. Zwar ist die OP gut verlaufen, und der Tumor konnte komplett entfernt werden, aber später erfuhr ich dann, dass sich schon Knochenmetastasen gebildet hatten. 23 Jahre sind daher nicht mehr realistisch, die Zahl muss wohl leider deutlich nach unten korrigiert werden.

SPIEGEL: Es gibt keine Chance mehr auf Heilung?

Bosbach: Nach menschlichem Ermessen ist das wohl so. Mein Arzt hat gemeint, ich solle mir keine falschen Hoffnungen machen.

SPIEGEL: Das hat er so knallhart gesagt?

Bosbach: Ja, und ich persönlich finde das auch richtig. Ich habe es bereits zweimal erlebt, dass mir Ärzte gesagt haben „Das muss nichts Ernstes bedeuten, aber da müssen Sie sich mal drum kümmern!“ – und beide Male war es sehr ernst. Das brauche ich nicht noch einmal. Ich möchte nicht, dass man mir Hoffnungen macht, die von der nächsten Diagnose wieder zertrümmert werden. Jetzt weiß ich eben: Sehr viel Zeit bleibt nicht mehr. Also lebe ich intensiver. Ich erwische mich oft bei dem Gedanken „Genieße es! Wer weiß, wie oft du das noch erleben kannst?“

SPIEGEL: Sind die Knochenmetastasen über den ganzen Körper verteilt?

Bosbach: Nein, betroffen sind vor allem das Becken und die Wirbelsäule, jedenfalls hat das die Untersuchung gezeigt.

SPIEGEL: Wollen Sie überhaupt wissen, wie viele Jahre Ihnen noch bleiben?

Bosbach: Ich bin froh, dass ich die Zeit, die mir noch bleibt, nicht kenne. Der Prostatakrebs wächst wohl zum Glück relativ langsam. Zurzeit mache ich eine Hormonentzugstherapie und hoffe, dass der Krankheitsfortschritt hierdurch deutlich gebremst wird. Wie viele Jahre ich noch habe, weiß ich nicht und grübele darüber auch nicht groß nach. Aber ganz leise hege ich natürlich die Hoffnung, dass



Unionspolitiker Bosbach*: „Wer weiß, wie oft du das noch erleben kannst?“

* Vor einem Restaurant in Bensberg.

Das Gespräch führten die Redakteure Markus Feldenknecht und René Pfister.

die Forschung in absehbarer Zeit neue Therapiemöglichkeiten entwickelt.

SPIEGEL: Wie haben Sie die letzte, vernichtende Diagnose aufgenommen?

Bosbach: Natürlich war ich schockiert, denn nach OP und Bestrahlung bin ich ja zunächst davon ausgegangen, dass wir das Übel radikal entfernt hätten. Außerdem bin ich begeisterter Nichtraucher, trinke nur wenig Alkohol, habe kaum Übergewicht und treibe regelmäßig Sport. Vielleicht wäre ich doch besser zumindest einmal im Jahr statt auf den Tennisplatz zur Vorsorge gegangen.

SPIEGEL: Trotz der wenigen Jahre, die Ihnen bleiben, wollen Sie im nächsten Jahr für den Bundestag kandidieren. Eine weitere Legislaturperiode – ist das nicht wahnsinnig?

Bosbach: Nö. Ich mache wirklich gern und leidenschaftlich Politik. Es ginge mir auch nicht besser, wenn ich nicht mehr kandidieren würde. Außerdem: Meine erste Bundestagswahl als aktiver Wahlkämpfer, die berühmte „Willy-Wahl“ von 1972, endete mit einer herben Enttäuschung: Im Bund war erstmals die Union nicht mehr stärkste Fraktion. Bei der letzten NRW-Wahl haben wir mit 26 Prozent schon wieder eine bittere Niederlage kassiert. In so einer Lage höre ich nicht auf. Das kann ich nicht.

SPIEGEL: Aber die CDU ist doch nicht das Wichtigste. Warum verbringen Sie die restliche Zeit lieber im Bundestag als zu Hause mit Ihrer Familie und Ihren Freunden?

Bosbach: Ich wäre nicht glücklicher, nicht zufriedener, wenn ich nur noch zu Hause wäre und mich meinen Hobbys widmen würde. Wenn mein Arzt mir dringend abraten würde, käme ich vielleicht ins Grübeln.

SPIEGEL: Ist das Weitermachen auch eine Form von Ablenkung?

Bosbach: Ja, denn die politische Arbeit fordert mich ganz, und das lenkt auch ab. Man hat überhaupt keine Zeit, sich große Sorgen zu machen oder gar mit seinem Schicksal zu hadern. Es muss immer weitergehen, und jeder Tag bringt neue Herausforderungen.

SPIEGEL: Was hat Ihre Frau zu dem Entschluss gesagt, trotz Krankheit wieder zu kandidieren?

Bosbach: Nur einen Satz: „Das musst du selber wissen.“ Ich habe zwar lange überlegt, aber im Geheimen hatte sie wohl schon damit gerechnet, dass ich noch einmal antrete.

SPIEGEL: Wie geht es Ihnen jetzt im Moment?

Bosbach: Gute Frage! Jedenfalls geht es mir subjektiv besser als objektiv. Die Hormontherapie nimmt mich zwar mehr mit, als ich erwartet habe, aber man gewöhnt sich auch daran. Richtig schlimm sind allerdings die Gichtschübe im Fuß. Die kommen zwar selten, aber wenn, dann sind das ganz üble Schmerzen.



Abgeordneter Bosbach*: „Ich realisiere langsam, wie viel ich verpasst habe“

SPIEGEL: Seit 1994 leiden Sie zudem unter einer schweren Herzkrankheit, die Folge einer verschleppten Grippe. Ihr Herz hat seither eine verminderte Leistungskraft von 42 Prozent. Warum sind Sie nicht schon damals, vor 18 Jahren, kürzergetreten?

Bosbach: Leider muss ich gestehen, dass ich damals einen schweren Fehler gemacht habe. Die Diagnose „Herzmuskelentzündung“ wurde mitten im Bundestagswahlkampf gestellt. Ich war damals das erste Mal Direktkandidat für den Rheinisch-Bergischen Kreis und wollte daher auf keinen Fall, dass sich meine Erkrankung herumspricht.

SPIEGEL: Warum wollten Sie, dass niemand davon erfährt?

Bosbach: Ich hatte die Befürchtung: Wenn sich das herumspricht, fragen sich die Leute: Ist der im Vollbesitz seiner Kräfte? Kann der das Pensum tatsächlich bewältigen? Übernimmt der sich nicht?

SPIEGEL: Aber behandeln lassen haben Sie sich schon?

Bosbach: Das ja, und zunächst habe ich die Medikamente ja auch tapfer genommen. Aber sobald es mir besserging, habe ich sie beiseitegelegt.

SPIEGEL: Wie lange ging das gut?

Bosbach: Anfang 2004 hatte ich einen bösen Rückfall. Ich konnte kaum noch Treppen steigen, meine Herzleistung war auf 20 Prozent abgesunken. Sehr geholfen hat mir damals übrigens Horst Seehofer, der zeitgleich massiv an der gleichen Krankheit litt. Er hat mir in Berlin seinen Arzt empfohlen, und bereits wenige Tage später wurden mir ein Herzschrittmacher und ein Defibrillator gegen den plötzlichen Herztod eingebaut. Das hat geholfen. Die

Herzleistung liegt heute wieder bei über 40 Prozent, und das viel zu große Herz ist deutlich kleiner geworden.

SPIEGEL: Wann haben Sie die Feststellung gemacht, das man als Politiker über seine Krankheit reden kann?

Bosbach: Erst nach der Krebsdiagnose. Die Reaktionen, auch von wildfremden Menschen, waren so überwältigend, positiv und mitfühlend, dass ich dachte: Alle Achtung, mit so viel Zuspruch und netten Gesten konnte ich gar nicht rechnen. Das hat mich zutiefst gerührt. Auch meine Kollegen haben sich wirklich toll verhalten. Ich hatte nie das Gefühl, dass sich da jemand die Hände reibt nach dem Motto: Da wird bald ein Platz frei!

SPIEGEL: Fragen Sie sich nie: Ist das gerecht, dass ich von so vielen Krankheiten gepeinigt bin?

Bosbach: Bei der Herzmuskelentzündung habe ich gedacht: Jeder hat sein Päckchen zu tragen, das ist jetzt eben deins. Dann kam die Krebsdiagnose dazu. Da dachte ich: Ach du lieber Gott, das musste jetzt aber nicht auch noch sein. Und beim ersten Gichtschub: Jetzt reicht's wirklich! Da kommt selbst ein gläubiger Christ wie ich ins Grübeln.

SPIEGEL: Sie haben mal gesagt, Sie hätten 30 Jahre lang ein Leben auf der Überholspur gelebt. Warum haben Sie sich so für die Politik verausgabt?

Bosbach: Ich habe nun mal ein Pflichtbewusstsein, das vielleicht von einigen als antiquiert belächelt wird. Ich möchte 100 Prozent geben, nicht nur 95 Prozent. Als ich 1994 erstmals für den Bundestag kandidierte, habe ich versprochen, alle Kommunalwahlbezirke meines Wahlkreises mit dem Fahrrad zu durchqueren. Das ist im Bergischen Land etwas schwieriger als etwa in Ostfriesland. Das Motto hieß „Bosbach strampelt sich ab!“ Und dann

* Mit Ehefrau Sabine und den Töchtern Natalie, Caroline und Viktoria 2004 vor der Berliner Reichstagskuppel.



Lehrling Bosbach 1970, Karnevalist Bosbach 2007: „Ich war schon immer quirlig“

kam die bittere Herzdiagnose. Die konnte ich überhaupt nicht gebrauchen.

SPIEGEL: Sind Sie trotzdem aufs Rad gestiegen?

Bosbach: Ja.

SPIEGEL: Das ist doch beknackt.

Bosbach: Da haben Sie wohl recht. Ich hatte auch einmal eine Abendveranstaltung im Wahlkreis meines Freundes Volker Kauder, also ganz im Süden der Republik. Anschließend bin ich dann mit dem Pkw die ganze Nacht durch nach Braunschweig gefahren, weil ich dort um zehn Uhr morgens auf dem CDU-Parteitag sprechen sollte. Das würde ich allerdings heute so nicht mehr machen. Vielleicht bin ich im Laufe der letzten Jahre ja doch etwas vernünftiger geworden.

SPIEGEL: Warum haben Sie für die Politik Ihre Gesundheit ruiniert?

Bosbach: So sehe ich das nicht. Ich bin kein Parteibrigadegeneral, sondern schlichter Parteisoldat. Ich bin gern bei den Leuten. Besser eingeladen als ausgeladen. Ich war gerade einige Tage mit der Familie in New York und bin Freitagmittag hundemüde zurückgekommen. Am selben Abend hatte ich eine Veranstaltung in Essen, am Samstag vier Termine im Wahlkreis, und Sonntagmorgen war ich im Gottesdienst auf der Rievkoochekirmes in Odenthal-Holz. Reibekuchenkirmes! Darüber werden sich jetzt wahrscheinlich einige lustig machen, aber ich gehe gern zu solchen Festen. Die Leute freuen sich, wenn ihr Abgeordneter kommt. Und es wird kein Wort über Politik geredet. Das tut auch mal gut.

SPIEGEL: Ist die CDU für Sie Familie wie Ihre Frau und Ihre drei Töchter?

Bosbach: Ja. Die CDU – und nur die CDU – ist meine politische Heimat. Hunderte haben für mich in den letzten Jahrzehnten in der Heimat Wahlkampf gemacht, Plakate geklebt, Flugblätter verteilt, an den Ständen mit den Bürgern diskutiert. Ich könnte mir nie vorstellen, für eine andere Partei – und damit gegen diese Parteifreunde – anzutreten. Nie.

SPIEGEL: Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken: Wären Sie glücklicher, wenn Sie Supermarktleiter in Bergisch Gladbach geblieben wären?

Bosbach: Puh. Gute Frage. Als Supermarktleiter wohl nicht, aber vielleicht, wenn ich mich voll und ganz auf meine spätere Tätigkeit als Anwalt konzentriert hätte. Dann hätte ich mehr Zeit für meine Familie, insbesondere für meine drei Töchter, gehabt. Zwei sind schon aus dem Haus, und erst jetzt realisiere ich langsam, wie viel ich in den letzten 18 Jahren verpasst habe.

SPIEGEL: Ihre Bilanz: Was sind die Schattenseiten der Politik?

Bosbach: Aufwand und Ertrag stehen oft in keinem gesunden Verhältnis. Ich will gar nicht zählen, wie viele Tage und Nächte ich schon mit zähem Ringen über irgendeinem Gesetzentwurf verbracht habe – und am Ende wurde er dennoch nur minimal verändert, oder er ist wieder in den Tiefen der Ministerialbürokratie verschwunden. Das ist schon ernüchternd. Max Weber hat einmal gesagt, Politik sei das Bohren dicker Bretter. Das ist echt untertrieben. Manchmal muss man sich durch ganze Wälder fräsen.

SPIEGEL: Sie waren in den vergangenen Monaten oft in den Schlagzeilen, weil Sie sich offen gegen die Euro-Politik der Kanzlerin gestellt haben. Hat die Krankheit Sie zu einem Querkopf werden lassen?

Bosbach: Ich bin alles andere als ein Querkopf. Aber ich bin ruhiger und gelassener geworden. Ich wollte immer nur ein guter und verlässlicher Kollege sein. Vor der Euro-Krise hatte ich in 18 Jahren Bundestag nur zweimal gegen die Fraktion gestimmt. Beim Thema Euro konnte und wollte ich nicht gegen meine Überzeugung votieren. Natürlich habe ich gewusst, dass es bei einem Nein zum Euro-Rettungskurs Ärger geben wird. Aber ich hätte mich viel mehr über mich selber geärgert, wenn ich meiner Überzeugung untreu geworden wäre. Früher hätte mich der ganze Ärger echt getroffen und tief verletzt. Heute denke ich: Es gibt Schlimmeres!

SPIEGEL: Kanzleramtschef Ronald Pofalla hat Sie wegen Ihrer Haltung in der Euro-Frage mit den Worten angeblafft: „Ich kann deine Fresse nicht mehr sehen.“

Bosbach: Ach, der arme Ronald. Er ist halt auch nur ein Mensch. Er stand garantiert unter einem enormen Druck. Es musste wohl mal raus. Schlimmer fand ich, dass mich ein Fraktionskollege, wenn auch sehr verklausuliert, aufgefordert hatte, mein Mandat niederzulegen. Oder der Vorwurf, ich würde nur gegen Merkels Kurs stimmen, weil sie mich nicht zum Minister gemacht habe und ich deshalb frustriert sei. Da hört der Spaß für mich wirklich auf.

SPIEGEL: Haben Sie sich mal die Frage gestellt, warum Sie es nicht nach ganz oben geschafft haben?

Bosbach: Was soll ich mir darüber den Kopf zermertern? Ich will gar nicht drum herumreden. Nach der Bundestagswahl 2005 wäre ich gerne Innenminister geworden. Hat aber nicht geklappt. Meine Mutter hat nur gesagt: „Junge, wer weiß, wofür es gut ist.“ Mama hat recht.

SPIEGEL: Hielt Angela Merkel Sie letztlich für zu redselig?

Bosbach: Keine Ahnung. Vielleicht ist es so, aber mir gegenüber hat sie in dieser Richtung nie Andeutungen gemacht.

SPIEGEL: Die Norddeutsche Merkel und der Rheinländer Bosbach, das passte einfach nicht an einen Kabinettsstisch?

Bosbach: Sicherlich gibt es da gewisse Temperamentunterschiede. Als einmal darüber debattiert wurde, wie man diese Unterschiede erkennen könne, habe ich nur gesagt: Der Höhepunkt auf dem 50. Geburtstag von Angela Merkel war der Vortrag eines Hirnforschers. Bei mir war es der Auftritt der Karnevalsband Höhner. Vielleicht bringt es das ja auf den Punkt.

SPIEGEL: Hat es der Typ fröhlicher Rheinländer in der Politik schwerer, weil er

schnell als oberflächlich, wenn nicht gar als unseriös gilt?

Bosbach: Ja, das ist wohl so. Wer fröhlich daherkommt, gilt schnell als oberflächlich oder gar unseriös. Aber seit wann sind denn Fröhlichkeit, Fleiß und Kompetenz Gegensätze? Glaubt denn irgendjemand ernsthaft, dass die Politik besser wird, wenn die Politiker schlechte Laune haben?

SPIEGEL: Merkel soll mal gesagt haben: „Herr Bosbach ist ja bekannt dafür, dass er keinen Journalistenanruf unbeantwortet lässt.“

Bosbach: Das war wohl als Kritik gemeint. Aber ich verstehe nicht, warum. Ich bekleide ein öffentliches Amt. Da muss man ansprechbar sein, Rede und Antwort stehen. Ich rufe mich ja nicht selber an.

SPIEGEL: Hat Ihre Frau noch nie gesagt: Jetzt stell mal das Scheiß-Telefon aus?

Bosbach: Tja, das ist schon mal vorgekommen. Mehr als einmal.

SPIEGEL: Und? Hören Sie auf sie?

Bosbach: Meistens nicht. Im Haus haben wir keinen Handy-Empfang, da ist dann Ruhe. Es sei denn, das Festnetztelefon tritt in Aktion. Ansonsten gehe ich mit dem Handy regelmäßig vor die Tür, um zu prüfen, ob jemand auf die Mailbox gesprochen hat. Meistens ist das so.

SPIEGEL: Hilft der Trubel des Politikbetriebs, sich weiter lebendig zu fühlen?

Bosbach: Ich war schon immer quirlig, habe immer gerne und viel gearbeitet. Das hat nichts mit meiner Erkrankung zu tun. Wenn mein Handy einmal drei Tage stumm bliebe, dann würde ich mich schon fragen: Hast du jetzt etwas falsch gemacht? Bis jetzt ist das noch nicht vorgekommen.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor dem Tod?

Bosbach: Vor dem Tod nicht, aber vor dem Sterben. Genauer gesagt, vor Schmerzen und Siechtum.

SPIEGEL: Wie würden Sie gerne sterben?

Bosbach: Zu Hause. Bei meiner Familie, meinen Kindern. Wir haben den Tod aus unserer Mitte verdrängt. Er findet nur selten noch im häuslichen Umfeld statt, oft in der Klinik oder im Pflegeheim. Ich möchte meinen Lieben dann alles sagen können, was für mich noch wichtig ist und was ich ihnen schon immer sagen wollte.

SPIEGEL: Bei Ihrem besten Freund, dem Bestattungsunternehmer und Buchautor Fritz Roth aus Bergisch Gladbach, wurde vor kurzem Leberkrebs festgestellt. Auch er hat keine Chance auf Heilung. Reden Sie mit ihm über den Tod?

Bosbach: Wir haben darüber ein langes, sehr ernstes Gespräch geführt. Aber es war nicht resignativ, nicht traurig. Fritz ist ein unglaublich lebensfroher, lebens-



Bosbach-Freund und Bestattungsunternehmer Roth
„Fritz, nimm mich mit!“

bejahender Mensch, ein Karnevalist wie ich. Wir haben uns nicht bedauert oder getröstet, nein, wir haben uns erzählt, was wir noch alles vorhaben in der Kürze der Zeit. Fritz meinte, er wolle unbedingt noch die Seidenstraße entlangfahren. Ich hab spontan gesagt: „Fritz, nimm mich mit!“

SPIEGEL: Wie wollen Sie in Ruhe die Seidenstraße entlangreisen, wenn Sie weiter Abgeordneter bleiben?

Bosbach: Wenn der Fritz sich die Zeit nimmt,nehm ich sie mir auch. Bislang habe ich nie länger als eine Woche Urlaub am Stück gemacht. Aber besondere Situationen erfordern eben besondere Maßnahmen.

SPIEGEL: Ihr Freund Fritz hat sich sogar Ziele auf der Weltkarte markiert, die er noch sehen will. Haben Sie das auch?

Bosbach: So konkret nicht. Aber ich möchte unbedingt noch einmal nach Rom. Das ist für mich die schönste Stadt der Welt. Ich war auch noch nie in Asien oder Australien. Auf jeden Fall möchte ich mit meiner ganzen Familie einmal nach Kalifornien. Am liebsten an der ganzen Küste entlang von San Francisco bis nach San Diego.

SPIEGEL: Haben Sie eine dieser Reisen schon gebucht?

Bosbach: Nein, keine einzige. Im nächsten Jahr wird nicht viel gereist, da wird gekämpft. 2013 ist Bundestagswahl.

SPIEGEL: Womit wir wieder beim Thema wären ... Was glauben Sie, was nach dem Tod passiert?

Bosbach: Mein Freund Willibert Pauels, der kölsche „Diac clown“, sagt immer: Die

Seele ist kostbarer als das ganze Universum! Ein wunderschöner Satz. Unsere Seele wird weiterleben, daran glaube ich. Und wir leben in unseren Kindern weiter. Nicht in Bildern, die sie von ihren Eltern aufbewahren und auf die Kommode stellen, sondern in dem, was wir ihnen für ihren eigenen Lebensweg mitgegeben haben. Nur wer vergessen wird, ist wirklich tot.

SPIEGEL: Ist es Ihnen wichtig, dass vom Politiker Wolfgang Bosbach etwas bleibt?

Bosbach: Nein. Das ist mir wirklich ganz egal. Ob ich an einem Gesetz mitgearbeitet habe oder ein anderer. Ob ich Vorsitzender des Innenausschusses bin oder ein anderer. Wo ist da ein wichtiger, wesentlicher Unterschied?

SPIEGEL: Fänden Sie es nicht schön, wenn der Politiker Bosbach lange in Erinnerung bliebe?

Bosbach: Der Mensch Bosbach sollte in Erinnerung bleiben. Das würde mich freuen! Von mir wird es garantiert keine Memoiren geben. Die Partei spart also viel Geld, denn sie muss nicht diese Bücher

kaufen, um sie dann bei Jubilarenerungen zu verschenken. Ich brauche auch kein Denkmal, keine Bosbach-Straße. Ich nehme mich nicht wichtiger, als ich bin. Wer immer nach mir kommt, wird es wahrscheinlich anders, aber bestimmt nicht schlechter machen als ich. Es wäre aber schön, wenn die Leute am Ende sagen: Der hat gut gearbeitet, sein Bestes gegeben. Das reicht.

SPIEGEL: Ihr Freund Fritz Roth will sogar seine eigene Bestattung planen. Käme das auch für Sie in Frage?

Bosbach: Ja. Es ist doch schön und beruhigend, die letzten Dinge noch selber sorgfältig regeln zu können. Meine Bitte an die Trauergemeinde würde lauten: Nicht traurig sein, genießt das Leben! Bei uns gibt es den Kalauer: Im Rheinland sind die Beerdigungen lustiger als woanders die Hochzeiten. Es sollten auch nicht nur Kirchenlieder gespielt werden. Jürgen Fritz, ein Klassenkamerad von mir, hat das Lied „Niemand geht man so ganz!“ geschrieben. Das passt. Und dann noch eine Bitte: keine langen Reden. Macht's kurz. Die Leute wollen was zu essen haben.

SPIEGEL: Wäre das in Ordnung, wenn viele Politiker zu Ihrer Beerdigung kämen?

Bosbach: Wenn sie als Freunde kämen, ja. Aber bitte nicht in Pflichterfüllung für Partei oder Fraktion.

SPIEGEL: Also kein Fraktionszwang?

Bosbach: Der Witz gefällt mir. Genau so ist es: Bei mir gibt es keinen Fraktionszwang!

SPIEGEL: Herr Bosbach, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

THORSTEN FUTH